

Gastkolumne

Wie sich Geschichte in Science-Fiction verwandelt

Sachbücher mit einer Jahreszahl im Titel liegen im Trend. Selten konnten Historiker die Gegenwart gefahrloser vorhersagen



Caspar Hirschi

Zukunft und Vergangenheit waren sich noch nie so nah wie heute. Das gilt zumindest für die Bücherwelt. Wer in eine Buchhandlung geht, um ein historisches Sachbuch zu kaufen, könnte, ohne es zu merken, mit einem Science-Fiction-Band wieder herauskommen. Möglich macht es die Jahreszahl-Literatur. Ihr verdanken wir so aufregende Titel wie «1492», «1517», «1776», «1812», «1913», «1926», «1946», «1956», «1977», «1984», «1995», «2001» oder «2010». Die Reihe liesse sich beliebig verlängern. Bücher, die ein bestimmtes Jahr im Titel tragen, sind schwer im Schwange. Nur eben lässt sich an den Titeln kaum ablesen, ob sie eine vergangene Geschichte erzählen oder eine künftige erfinden. Beim berühmtesten Jahreszahl-Buch, George Orwells «1984», mag die Orientierung noch leicht fallen. Aber wer erkennt auf Anhieb die drei weiteren Science-Fiction-Romane unter den oben aufgeführten Titeln? Tatsächlich handelt es sich beim Jahreszahl-Buch um ein Genre, das von Science-Fiction-Autoren im 20. Jahrhundert gestaltet und im 21. Jahrhundert von der Geschichtsschreibung gekapert wurde. Wegweisend war nach Orwell ein anderer Brite, Arthur C. Clarke, der in den 1960er Jahren mit Stanley Kubrick das Drehbuch für «2001: A Space

Odyssey» schrieb und kurz darauf den gleichnamigen Roman veröffentlichte. Beide, Film und Buch, wurden zu Klassikern, und Clarke hat ihnen 1982 mit «2010: Odyssey II» und 1987 mit «2061: Odyssey III» noch zwei Folgebände nachgeschickt. Wie ist zu erklären, dass Historiker, die sonst zum Fiktionalen und erst recht zum Futuristischen demonstrativ Distanz wahren, Bücher veröffentlichen, die literarischen Zukunftsphantasien zum Verwechseln ähnlich sehen? Der Journalist Marc Reichwein hat neben dem ausufernden Jubiläumsbetrieb einen weiteren begünstigenden Faktor in Wikipedia ausgemacht. Auf der Online-Enzyklopädie lassen sich unzählige Ereignisse eines Jahres mit ein paar Klicks zu einem Panorama versammeln. Wikipedia wird zum digitalen Zettelkasten, der es Historikern ermöglicht, vom Lehnstuhl aus eine beliebige Jahresrevue zusammenzustellen. Ein weiterer Grund für die Attraktivität des Genres ist ein erzählerisches Versprechen, das diese Bücher, egal, ob es um Fiktion oder Fakten geht, in sich tragen. Es ist das unmittelbare Eintauchen in eine andere Zeit. Wer über ein einzelnes Jahr schreibt, befreit sich und seine Leser von der Last, des Langen und Breiten erklären zu müssen, wie es zu den erzählten Ereignissen kam. Das Drama kann im ersten Satz beginnen. «Es war ein heller, kalter Tag im April, und die Uhren schlugen dreizehn», lautet der legendäre Auftakt von Orwells «1984». Manche Autoren mögen es knalliger, wie Florian Illies in «1913»: «Es ist die erste Sekunde des Jahres 1913. Ein Schuss hallt durch die dunkle Nacht.» Noch mehr geschossen, genau hundert Mal und dazu noch mit Kanonen, wird zu Beginn von Adam Zamoyskis «1812».

1492 ist «das Jahr, als die Welt begann», 1919 «das Jahr, als unsere Welt begann», 1995 «das Jahr, als die Zukunft begann».

Während aber Science-Fiction-Romane ihren erzählerischen Nullpunkt frei aus der Phantasie setzen können, müssen Geschichtsbücher das reale Kontinuum der Ereignisse kappen, um einen entsprechenden Effekt zu erzielen. Deshalb inszeniert fast jeder dieser Autoren sein Jahr als Bruch oder Neubeginn. Der Boom an Jahreszahl-Büchern zerstückelt die Geschichte in einen Haufen Anfänge, angekündigt in repetitiven Untertiteln. 1492 ist «das Jahr, als die Welt begann», 1919 «das Jahr, als unsere Welt begann», 1995 «das Jahr, als die Zukunft begann». Müsste man eine Daumenregel für Jahreszahl-Bücher aufstellen, würde sie besagen, dass unsere Gegenwart jeweils so alt ist wie das aktuelle Jahr minus das Jahr auf dem Buchtitel. Ihre Autoren werden zu «rückwärts gekehrten Propheten», wie der Philosoph Friedrich Schlegel 1798 Historiker bezeichnet hat. Aus dem von ihnen auserwählten Jahr sagen sie das Hier und Jetzt voraus. Damit unterscheiden sich Historiker nur noch graduell von den «vorwärts gekehrten Propheten» der Science-Fiction. Die Avantgarde des Jahreszahl-Buches bilden «Alternativhistoriker» wie Eric Flint, dessen Science-Fiction in der Vergangenheit spielt. Sein Roman «1812» - es gibt nicht weniger als fünf Titel mit dieser Jahreszahl! - korrigiert die Geschichte von hinten. Flint lässt die amerikanischen Ureinwohner nicht vertrieben und vernichtet werden, sondern an der Seite selbstbefreiter Sklaven siegen. Anstatt in eine dystopische Zukunft tauchen wir in eine utopische Vergangenheit ein. Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Der Boom der Mikromedien ist trügerisch



Felix E. Müller

Jubelnd meldete das geplante Berner Onlinemedium «Hauptstadt» vor wenigen Tagen, die Phase des Crowdfundings sei erfolgreich abgeschlossen worden. Es habe insgesamt 401 025 Franken erbracht, womit die Realisierung des Projekts gesichert sei. Jedes neue Informations-Portal ist zu begrüssen, weil es eine Bereicherung der öffentlichen Debatte darstellt. Doch mit dem Betrag, wie ihn die Berner zusammengetrommelt haben, lassen sich vielleicht vier feste Stellen finanzieren. Wenn man die «Republik» zum Massstab nimmt, die all diesen Projekten als Modell dient, wird allerdings der Output der «Hauptstadt» überschaubar bleiben. Die Zürcher produzieren mit rund 25 Redaktionsmitgliedern täglich drei Artikel. Mittlerweile wimmelt es in der Schweiz von solchen Neugründungen: In Zürich gibt es neben der «Republik» noch zwei andere Portale, ein weiteres findet sich in der Ostschweiz, eines in Basel, eines in Luzern, in Bern sind es bald deren zwei. Doch bekannt sind diese Onlinemedien fast nur Insidern, so dass die Nutzerzahlen bescheiden bleiben. Zwar hat kürzlich die «Wochenzeitung» diesen neuen Vorhaben Applaus gespendet: «Mutig in die Lücke hinein», schrieb sie und meinte in Bern etwa die Leerstelle, die durch die Fusion von «Berner Zeitung» und «Bund» entstanden sei. Doch bei den Lückenfüllern handelt es sich weitestgehend um Insiderprojekte, die von einem engen Zirkel von Idealisten, Sympathisanten und Freunden getragen werden. In ihrer Begeisterung machen sich die Initianten etwas vor. Sie schaffen nämlich mangels Reichweite kaum Öffentlichkeit, sondern vermehren nur die Zahl der *bubbles*, der Blasen Gleichgesinnter. Entgegen dem Anschein bestätigt die wachsende Zahl solcher Mikromedien gerade eines: dass die Krise der Medien - falls es sie gibt - vor allem eine Krise des Lokaljournalismus ist.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Wie viel Sex bleibt in der woken City übrig?



Nicole Althaus

Wer mit der Serie, die eine ganze Generation von Frauen zu Weiberabenden inspirierte, auch nur ein bisschen vertraut ist, dem kommt diese Szene bekannt vor: Eine Journalistin fläzt sich auf dem Bett ihres New Yorker Apartments, die Highheels liegen abgestreift am Boden, der Cursor auf dem Laptop blinkt einladend, bis die perfekt manikürten Hände die alles entscheidende Frage tippen. In den letzten Tagen war es nicht Carrie Bradshaw, sondern es waren Journalistinnen auf der ganzen Welt, die sich in ihren Home-Offices fragten: «Kann es ein «Sex and the City» nach MeToo geben?» Seit nämlich bekanntwurde, dass die erfolgreiche Serie

nach 17 Jahren Pause im Dezember (auch in der Schweiz) mit neuen Episoden wieder aufersteht, wird über Drehbuch, Besetzung und den gesellschaftlichen Aufklärungsgrad der Neuauflage spekuliert, gerade so, als seien Carrie Bradshaw und ihre Freundinnen die Jeanne d'Arcs der Emanzipation gewesen. Mit Verlaub, die Frage ist falsch gestellt. Natürlich kann es eine Neuauflage von SATC - so das liebevolle Akronym - nach MeToo geben. Sie wird einfach vom woken Zeitgeist der zwanziger Jahre des neuen Jahrtausends geprägt sein, so wie die sechs ersten Staffeln ein Abbild der Zeit vor der Jahrhundertwende sind. Damals diktierter die sexpositive dritte Welle des Feminismus, wie eine moderne Frau zu leben hat: so wie ein Mann, aber bitte auf Highheels. Erfüllte weibliche Sexualität war der Serie denn auch politisches Programm genug. Es galt schon als weibliche Selbstermächtigung, dem männlichen Geschlecht beizubringen, dass sexy und erfolgreich sein sich nicht widersprechen müssen. Abgesehen davon, drehte sich das Leben der Freundinnen um das, was die meisten weiblichen Charaktere der Filmgeschichte bis heute umtreibt: die Frage, wie

sie an den richtigen Mann kommen. Im Falle der Protagonistin Carrie Bradshaw an Mr. Big, den reichen, gutaussehenden Macho, um den sich von der ersten bis zur letzten Episode alles dreht und der mit seinem Namen zeigt, dass in SATC der Alpha-Phallus regiert - egal ob sich die Frauen darin Schuhe und Orgasmen selber besorgen. «Sex and the City» betrat also schon in den ersten 96 Episoden kein emanzipatorisches Neuland. Aber die zentralen Fragen heterosexueller weisser Frauen um Liebe und Sex wurden nicht unter den Tisch gewischt: Unfruchtbarkeit, Erektionsprobleme, Altern oder Orgasmusschwierigkeiten kamen auf erfrischend freche und keineswegs politisch korrekte Weise zur Sprache. Die Frage lautet deshalb nicht, ob es nach MeToo noch «Sex in the City» gibt und damit Themen, die mittlerweile mittelalterliche Frauen umtreibt, sondern ob und wie sie ausgesprochen werden dürfen. Aus dem Titel ist der streitbare «Sex» jedenfalls schon einmal gestrichen: «And Just Like That» heisst die Serie jetzt. Und deren Besetzung ist so korrekt wie ein Volkshochschulkurs in Diversität: Nach dem Ausscheiden von Kim

Das Problem ist: Der Witz ist von Natur aus nie politisch korrekt. Sein Grundgestus ist der Tabubruch.

Cattrall alias Samantha wird das Kleeblatt, wie es sich gehört, von einer Woman of Colour ergänzt. Miranda darf - als einzige Frau neben allen Männern - graue Haare tragen und das politisch korrekte Altern vertreten. Und offenbar gar auf Frauen stehen. Jedenfalls gibt es eine Szene, in der sie mit Sara Ramírez, dem non-binären Star aus «Grey's Anatomy», ein Rendez-vous hat. Und Mr. Big soll, so heisst es, abserviert werden. Auch dies wäre dem woken Zeitgeist geschuldet, gilt Mr. Bigs charmanter Chauvinismus doch mittlerweile als toxische Männlichkeit. Das Problem ist nur: Der Witz ist von Natur aus nie politisch korrekt. Sein Grundgestus ist der Tabubruch. Sein Material meist ein gesellschaftliches No-Go. Und so kommt man nicht umhin, sich zu fragen: Wie viel Subversion wird beim Durchdeklinieren aller Hautfarben und Gendermodi in der Serie übrig bleiben? Natürlich kann man das letzte bisschen Dreck aus der Serie polieren. Tragisch wäre das nicht. Aber leider auch nicht zum Lachen.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».